

Limmat

Daniel de Roulet

Brief an meinen Vater

Im Alter von 97 Jahren beschließt Daniel de Roulets Mutter, mit Hilfe von Exit aus dem Leben zu scheiden. Überrascht und aufgewühlt, beginnt der Sohn in den verbleibenden zwei Wochen, seinem verstorbenen Vater täglich zu schreiben.

Mit ihrem Tod, wird ihm bewusst, sind sie, die Kinder, an der Reihe, ihr Verhältnis zum Tod zu finden. Darüber sucht Daniel de Roulet das Gespräch mit seinem Vater, einem calvinistischen Pfarrer in der Uhrmachergemeinde St-Imier, wo Daniel de Roulet aufgewachsen ist. Das mächtige Pfarrhaus stand mitten im Dorf, am Tisch war Arm und Reich zu Gast.

Und der Tod? Was kommt danach? Während die Sterbevorbereitungen der Mutter ihren Gang gehen, führt Daniel de Roulet ein imaginäres Gespräch mit seinem Vater, für den die Antwort auf die letzte der Fragen seine calvinistische Religion war. Und während seine Mutter ruhig und gefasst das bittere Getränk zu sich nimmt, versucht der Sohn, seine eigene Antwort zu formulieren, ohne Religion, die ihm nichts mehr sagt, ohne Herr, ohne Gott.

«Brief an meinen Vater» ist ein sehr berührendes, aktuelles und auch tröstendes Buch, das sich unerschrocken dem Tod zuwendet, indem es von einer unerschrockenen Frau vor dem Tod erzählt.

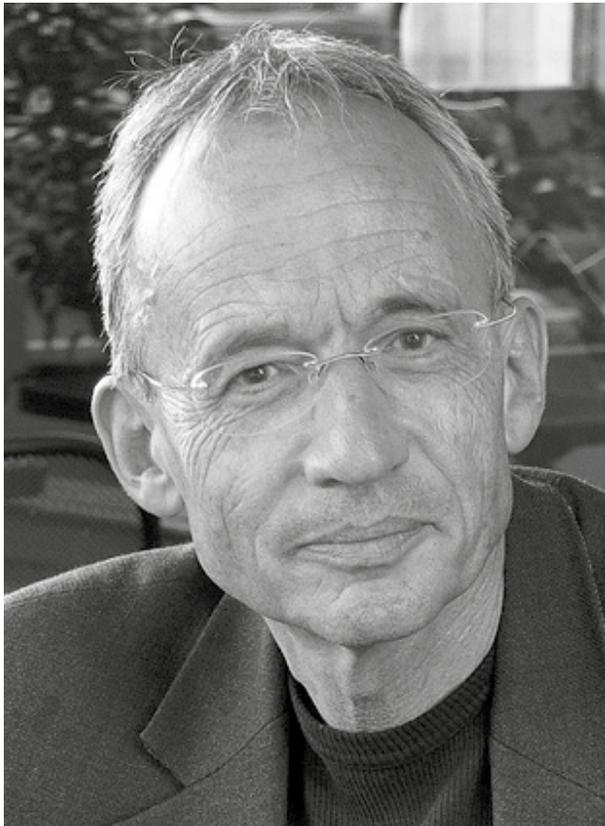


Foto Yvonne Böhler

Daniel de Roulet, geboren 1944, war Architekt und arbeitete als Informatiker in Genf. Seit 1997 Schriftsteller. Autor zahlreicher Romane, für die er in Frankreich mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet wurde. Für sein Lebenswerk erhielt er 2019 den Grand Prix de Littérature der Kantone Bern und Jura (CiLi). Im Limmat Verlag sind zwölf Bücher erschienen, zuletzt «Zehn unbekümmerte Anarchistinnen» und «Wenn die Nacht in Stücke fällt. Ein Brief an Ferdinand Hodler». Daniel de Roulet lebt in Genf.

www.daniel-deroulet.ch

Daniel de Roulet

Brief an meinen Vater

Aus dem Französischen von Maria Hoffmann-Dartevelle

Limmat Verlag
Zürich

Montag, den 4. Juli

Lieber Vater

Heute erfahre ich, dass Mutter beschlossen hat zu sterben. Obwohl du nicht mehr da bist, schreibe ich dir, um dir zu erzählen, wie alles abläuft. Ich hatte mir vorgestellt, ihr würdet gemeinsam sterben, aber du bist vor sechs Jahren als Erster gegangen.

Deine Frau war Mitglied von Exit Suisse Romande, einer Vereinigung für humanes Sterben. Letztes Jahr wollte sie zu Exit Deutsche Schweiz wechseln. Sie benutzt jetzt häufiger die Sprache ihrer Kindheit, das Schweizerdeutsch, das auch du bisweilen in zärtlichen Momenten mit ihr gesprochen hast. Vollkommen erblindet, kann sie keine französischen Zeitungen mehr lesen, also hat sie begonnen, auf Deutsch Radio zu hören. Mit 97 Jahren hat sie beschlossen, in ihrer eigenen Sprache Ja zum Tod zu sagen. Sie hat ihre Krankenpflegerin gebeten, Exit zu benachrichtigen. Ich zweifle nicht an ihrem Entschluss, ich fürchte mich nur vor dem Warten. Deine Mutter, weißt du noch, hat den Freitod verurteilt: «Nein, nein, sich umbringen ist zu einfach, was ist mit denen, die zurückbleiben?»

In eure Eheringe habt ihr die Worte eingravieren lassen: *À la garde*. Du hast deinen Kindern erklärt, dies sei die Losung gewesen, mit der die verfolgten Hugenotten sich untereinander zu erkennen gaben: *Im Schutz*. Wobei gemeint war: Im Schutz Gottes. Mutter hat mir gesagt, sie wünsche sich diesen Spruch für ihre Todesanzeige, den auch du für deine gewählt hattest. Du siehst, sie denkt immer noch an

eure Liebe. Sie spricht davon, aber nicht über diesen Gott, der sie beschützen soll.

Ich schreibe dir nicht, um mit dir abzurechnen, sondern weil ich verstehen möchte, was es heißt, als Sohn eines Pfarrers geboren zu werden, und was ich dir schulde. Wenn wir über Religion sprachen, übrigens ziemlich selten, lautete dein Hauptargument gegenüber einem Atheisten oder Agnostiker wie mir: «Ja, aber was ist mit dem Sterben?» Du hast behauptet, ein Pfarrer könne bei vielen Dingen Abstriche machen, nicht aber beim Tod. Dein Calvinismus war in erster Linie eine Antwort auf die Frage nach unserem Los als Sterbliche. Eine wichtige Frage. Zu der ich mir gemeinsam mit dir Gedanken mache, während ich mich auf das angekündigte Ende deiner Frau vorbereite. Ohne zu große Sentimentalität.

Dienstag, den 5. Juli

Wie üblich treffe ich mittags mit dem Zug aus Genf bei ihr ein. «Ihre Mutter möchte nicht aufstehen», erklärt mir die Pflegerin, «sie hat mich gebeten, ihren Arzt anzurufen, er kommt gleich vorbei.» Mutter liegt im Bett, die Stimme schwach, als sei sie krank. In eurem Schlafzimmer liegt sie immer noch rechts neben deinem Bett, über das eine Decke gebreitet ist, aber ohne Leintuch. Meine Tränen fließen stumm, damit sie nichts merkt.

Es dauert nicht lange, da trifft Doktor H. ein. Rucksack, enges T-Shirt, Bauchansatz trotz seiner sportlichen Kleidung. Ich ziehe mich zurück. Nach einer Viertelstunde kommt er aus dem Zimmer, wir stimmen uns ab. «Es ist so weit», sagt er, «sie hat genug gekämpft.» Dann gibt er der Pflegerin mit einem plumpen Scherz seine Anweisungen: «Legen sie immer nur ein Pflaster auf einmal an, sonst brauchen wir Exit nicht mehr.» Zu mir sagt er: «Ihre Mutter will sterben, ich werde ihren Willen respektieren und das Rezept für das tödliche Medikament ausstellen.»

*

Ist es egoistisch, lieber Vater, an seinen eigenen Kummer zu denken? Bei Beerdigungen habe ich oft festgestellt, dass Tränen, auch meine, eher Rührung über das eigene Schicksal als über das des Verstorbenen ausdrücken. Ich erinnere mich, wie ich einmal um einen Toten geweint habe.